

ANNETTE JANIC MIT CATHERINE McCULLAGH

KRIEGSKIND

EINE GESCHICHTE VOM ÜBERLEBEN



Weltbild Premiere

Kriegskind

Annette Janic
mit Catherine McCullagh

Kriegskind

Eine Geschichte vom Überleben

Aus dem Englischen von
Dr. Ulrike Strerath-Bolz

Weltbild

Die australische Originalausgabe erschien 2016 bei Big Sky Publishing Pty Ltd,
Newport, Australien.
Titel der englischen Originalausgabe: *War Child – Survival. Betrayal. Secrets.*

Copyright © 2016 by Annette Janic
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019
by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg
Übersetzung: Dr. Ulrike Strerath-Bolz
Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bayern
Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising
Coverfotos: © Annette Janic
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
978-3-8289-5592-9

2020 2019
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:
www.weltbild.de

Prolog

Am Ende ist nichts so wichtig wie die Geheimnisse, die du bewahrst, und die Lügen, die du erzählst.

»Was würdest du tun, wenn du noch mal einen Krieg erleben müsstest?«, fragte ich meine Mutter Leni, als ich etwa zwölf Jahre alt war. »Ich würde mich umbringen«, erwiderte sie, ohne mit der Wimper zu zucken.

Ihre Antwort kam so schnell, dass ich ganz schockiert war. Sie zögerte wirklich keine Sekunde.

Ich wusste, dass sie ohne große Bildung nach Australien gekommen war und viele Jahre Armut und Misshandlungen erlebt hatte. Sie sagte, sie hätte sich immer gefühlt, als würden alle auf ihr herumtrampeln. Als sie kam, besaß sie sehr wenig Selbstbewusstsein oder Selbstachtung und hoffte, ein Neuanfang in einem fernen Land würde ihr zerbrochenes Selbstgefühl heilen und ihr die Möglichkeit geben, einen Lebenssinn zu finden. Als ich zwölf Jahre alt war, hatte ich unzählige Stunden damit zugebracht, ihre Geschichten über die Kindheit in Deutschland unter der Herrschaft der Nazis zu hören, und ich dachte, ich wüsste schon alles darüber. Und obwohl ich wusste, dass es eine traurige Kindheit gewesen war, fand ich nicht, dass man sich deswegen umbringen musste. Erst viele Jahre später, als sie mir noch mehr von sich erzählte, begriff ich, warum sie auf meine unschuldige Frage so heftig geantwortet hatte.

Damals jedoch war ich so erschüttert, dass ich nicht weiterfragte. Irgendwie hatte ich das Gefühl, diese endgültige Antwort ließe keinen Raum für weiteres Reden. Das war's, sie hatte sich entschieden. Bis heute denke ich daran, es ist, als wäre dieser Moment eingefroren. Er hat mein Verhältnis zu meiner Mutter ganz entscheidend geprägt.

Es gibt noch mehr solche eingefrorenen Momente in meinem Leben, und bis vor Kurzem habe ich gar nicht richtig verstanden, wie entscheidend sie waren. Manchmal bestimmten diese Erinnerungen meine Suche nach einem ganz bestimmten Gegenstand, den ich einfach haben musste. Dann wurde das perfekte goldene Täschchen zu so etwas wie einem heiligen Gral, und ich war wild entschlossen, sie zu finden.

Leni war sehr abergläubisch und bewahrte ihr Haushaltsgeld immer in einem goldenen Täschchen auf, das im Schrank bei der Hintertür lag. Während meiner gesamten Kindheit war ich an diesen Anblick gewöhnt und dachte nicht viel darüber nach, bis ich eines Tages aus Neugier danach fragte. Da erzählte mir meine Mutter, dass die alten Frauen in Katscher, der schlesischen Stadt, in der sie geboren war, der Überzeugung anhängen, wenn man ein paar Münzen in einem goldenen Täschchen bei einer Tür aufbewahrte, würde man den Wohlstand ins Haus ziehen. Ich verliebte mich sofort in diese Geschichte. Leni hatte mich immer beschworen, die »alten Bräuche« nicht aufzugeben und mir ebenfalls ein goldenes Täschchen zu suchen. Da musste sie mich nicht lange bitten. Der alte Aberglaube sprach mich sehr an, und vor meinem geistigen Auge konnte ich das Täschchen auch schon genau sehen. Jetzt musste ich nur noch danach suchen.

Wie ich später feststellen sollte, waren diese »eingefrorenen Momente« und die Suche nach dem goldenen Täschchen unauflöslich mit meiner Suche nach der Lebensgeschichte meiner Mutter verbunden. Und damit auf eine ganz schicksalhafte Weise auch mit meiner eigenen Identität. Ich musste mein Verhältnis zu meinen Eltern noch einmal ganz neu definieren.

Am 21. Februar 1950, während der Nachmittagswind von See hereinkam, machte ein grau gestrichenes Schiff, dessen klare Umrisse sein früheres Leben als amerikanischer Truppentransporter verrieten, im Hafen von Melbourne fest: die *General W.G. Haan*. Nur ein paar Beamte von der Einwanderungsbehörde und die breitschultrigen Hafentarbeiter beobachteten die Ankunft. Dabei brachte dieses Schiff die Hoffnungen und Träume von so vielen Menschen mit, deren Leben vom Krieg zerrissen worden war. Familien und Einzelpersonen standen an der Reling und sahen zu, wie die Stadt immer näher kam. Eine aufgeregte, erwartungsvolle Stimmung hatte sich breitgemacht, während die Menschen zum ersten Mal die Welt jenseits der Hafenanlagen betrachteten, in der sie ein Zuhause finden wollten.

Eine kleine Familie – ein gut aussehender Mann mit dunklen Augen und einem schmalen, etwas schiefen Lächeln, ein neugieriges kleines Kind und eine junge Frau mit blonden Haaren, eckigem Gesicht und hellblauen Augen – stand ein wenig abseits. Die Frau starrte die roten Dächer der Stadt an, die im Nachmittagsdunst flimmerten, und berührte gedankenverloren das Antonius-Amulett, das sie in der Tasche ihres geblühten Kleids hatte. Ihre Gedanken

bezogen sich nicht auf die Zukunft, sondern auf die Vergangenheit, auf ihre Mutter und ihre Brüder, auf die Stadt ihrer Kindheit, die sie gehasst hatte und die von den Landkarten des »neuen« Europa verschwunden war. Sie dachte auch an die Geheimnisse, die sie aus dem kriegszerstörten Deutschland mitgebracht hatte, und wusste, dass sie diese Geheimnisse gut behüten musste, wenn sie überleben wollte.

Ihr Name war Magdalena, aber sie hatte den Spitznamen Leni aus ihrer Kindheit ins Erwachsenenalter mitgebracht. Ihre australischen Freunde nannten sie Madelaine, und sie trug diese australische Version ihres Namens mit jenem Gleichmut, der ihr gesamtes Leben in dem neuen Land charakterisierte.

Leni war eine hübsche Frau, mittelgroß und mit dunkelblondem Haar, das mit den Jahren eher Richtung hellbraun tendierte. Ihre Porzellanhaut widerstand der australischen Sonne und blieb makellos, mit Ausnahme ihrer Nase, deren Rosa sie geschickt mit Puder kaschierte. Ihre Augen waren beruhigend und freundlich. Sie lächelte wie die Mona Lisa, ein maßvolles, vorsichtiges Lächeln, als hätte sie Sorge, sie könnte zu viel oder zu wenig lächeln und deshalb Anstoß erregen.

Leni war vierundzwanzig Jahre alt, als sie nach Australien kam. Ihre Mutter Auguste hatte im Jahr 1930 ihren Vater verlassen, um mit ihrem Kind ein neues Leben anzufangen, mit zwei Löffeln, zwei Tellern, zwei Bechern und etwas Kleidung in einer Tasche. Leni hatte ihre Mutter Auguste mit einem kleinen Koffer verlassen, der ungefähr das Gleiche enthielt: zwei Löffel, zwei Teller, etwas Kleidung. Ihr

Kind trug sie auf dem Arm. Der einzige Unterschied bestand in dem kostbaren Antonius-Amulett, das Auguste ihrer Tochter mitgegeben hatte, damit der Heilige sie beschützte.

Die *General Haan* brachte 1301 Flüchtlinge aus allen möglichen Ländern und in jedem erdenklichen Lebensalter nach Australien. Die Reise war nicht ohne Zwischenfälle verlaufen, es hatte Krankheiten gegeben, vor allem Seekrankheit und Masern. Aber die Menschen auf diesem Schiff hatten im kriegszerstörten Europa Schlimmeres erlebt und ließen sich nicht so leicht erschrecken. Sie würden hart arbeiten, um dieses junge Land mit aufzubauen, und würden niemals aufhören, dankbar zu sein für das neue Leben, das sie hier gefunden hatten. Einige wussten, dass sie nicht nach Europa zurückkehren würden. Leni gehörte nicht dazu. Für sie war es undenkbar, dass sie ihre Mutter und ihre Brüder nie wiedersehen würde. Doch, sie würde zurückkehren. Sie würde ihre Familie wiedersehen, davon war sie überzeugt.

Überhaupt gab es nur wenig, was sie erschreckte. Leni war daran gewöhnt, immer wieder von vorn anzufangen, und hatte sich nie an materiellen Besitz gehängt. An diesem Tag, als die *General Haan* langsam anlegte, konnte sie nicht ahnen, dass sie den Rest ihres Lebens in Australien verbringen würde. Sie würde sich ungeheure Mühe geben, in diesem neuen Land Fuß zu fassen, in dem ihr alles, von der Sprache übers Essen bis hin zu den gesellschaftlichen Normen, fremd war. Gemeinsam mit ihrem Mann würde sie sich ein neues Leben erkämpfen, zuerst in einem Lager, später in dem Haus, das sie zärtlich »Nummer siebenunddreißig«

nannte und das ihr Mann und ihr Sohn vier Jahre später bauten. Es stand in einem neuen Vorort im Westen von Adelaide, wo es zuvor nur Schafweiden und einen Schlachthof gegeben hatte. In diesem Haus würde sie den Rest ihres Lebens verbringen.

Ihre australischen Nachbarn kannten sie nur als die warme, freundliche, gutherzige Frau mit dem deutschen Akzent, die immer so hilfsbereit war. Keiner von ihnen hatte auch nur eine Ahnung, wie sie gelebt hatte, bevor sie in ihrer Nachbarschaft angekommen war. Nur ihre Familie wusste, dass sie entsetzliche Angst vor Raupen, Würmern und allem sich windenden Getier hatte. Sie fürchtete sich auch vor engen geschlossenen Räumen, so sehr, dass sie in öffentlichen Toiletten immer erst überprüfte, ob sie über die Tür oder darunter her entkommen konnte. Sonst schloss sie nicht ab. Sie hatte immer einen Fluchtplan im Kopf, und als sie im Alter ins Krankenhaus musste, erklärte sie im Scherz, sie würde notfalls die Bettlaken aneinanderbinden und sich aus dem zweiten Stock abseilen. Überhaupt scherzte sie häufig über ihre etwas exzentrischen Gewohnheiten, was viele Leute besonders liebenswert fanden. Sie war sehr unterhaltsam; es machte sie glücklich, wenn sie Leute zum Lachen bringen konnte.

Die ruhigeren Momente, von denen es nicht viele gab, als sie ihre Kinder großzog, verbrachte sie mit Dichtung und Nachdenken. Ihre Vergangenheit war ihr gefolgt und lauerte in ihrem Unterbewusstsein. Sie fragte sich immer wieder, ob ihr Leben anders verlaufen wäre, wenn ihre Großmutter Johanna noch gelebt hätte, als sie 1925 geboren worden war. Johannas Tod hatte einen Schatten auf die

ganze Familie geworfen, und Lenis Zukunft dramatisch verändert. Jedenfalls sah sie das so.

Oft hatte sie seltsame Träume, die sie als prophetisch empfand. Sie beschrieb wiederkehrende Elemente in ihren Träumen als »Warnungen« und stellte Verbindungen zu späteren Ereignissen in der Familie her. Tote Fische oder schmutziges Wasser deuteten auf Krankheit hin. Eine Person mit einem bestimmten Kleidungsstück warnte vor einer Gefahr. Ein besonders bedrohliches Zeichen, das mehrmals in ihrem Leben auftauchte, war ein riesiger schwarzer Hund mit glühenden gelben Augen, der an einen Wolf erinnerte. Das letzte Mal, dass sie von ihm träumte, schrie sie beim Erwachen auf Deutsch um Hilfe. Später sagte sie, der Hund hätte sie verfolgt, und sie hätte danach ihre Mutter im Traum gesehen, die verzweifelt an ihrem Fuß zog, um sie zu wecken. Mein Urgroßvater hatte fünfzig Jahre zuvor einen ähnlichen Traum gehabt, und wir wussten beide, er deutete auf nichts Gutes hin. Lenis Gesicht blieb tagelang wie verzerrt, während sie versuchte, die Bedeutung dieses »bösen Omens« zu verstehen. Manchmal hielt sie inne und starrte ins Leere, als würde sie in der Vergangenheit einen Hinweis suchen. Wenig später erfuhr sie, dass ihre Mutter Auguste in der Nacht dieses Traums gestorben war.

In Lenis allerletztem Traum ging sie gemeinsam mit ihrer Tochter Hand in Hand durch das Krankenzimmer und verließ es dann. An der Tür schaute sie sich noch einmal um und sah sich im Bett liegen. »Jetzt reicht's«, sagte sie. »Ich habe genug.« Noch am selben Tag starb sie, nach einem ruhigen Leben, das geprägt gewesen war von der

Liebe zu ihren Kindern, dem Pflichtgefühl ihrem Ehemann gegenüber und der Dankbarkeit für das Land, in dem sie so lange gelebt hatte. Sie starb im Jahr 2008.

Ich bin die Tochter, mit der sie in ihrem Traum Hand in Hand das Krankenzimmer verließ. Die Geschichten aus ihrem Leben, die sie mir im Laufe der Jahre erzählte, während wir in der Küche Essen vorbereiteten oder wenn ich ihr beim Backen oder Nähen zusah, wurden immer deutlicher. Für meine kindlichen Ohren waren diese Geschichten aus der Sicht eines deutschen Mädchens so ungewöhnlich, dass sie an Märchen erinnerten. Und genau so betrachtete ich sie auch – mit einem gewissen Recht.

Ihre innere Stärke war vor der Welt verborgen geblieben. Diese innere Stärke hatte ihr erlaubt, mit den Härten zurechtzukommen, die sie in ihrem Leben so oft erfahren hatte. Sie hatte eine harte Kindheit überlebt, geprägt von Armut, Grausamkeit und dem Trauma eines Weltkrieges. Und sie hatte es irgendwie geschafft, den geistigen Schutt dieser Zeit zu vergraben. Jedenfalls schien es so. Als ich älter und erwachsen wurde, begriff ich, dass Lenis Geschichten, so genau sie die Fakten wiedergaben, fast so viel verschleierten, wie sie enthüllten. Wie die meisten Kinder dachte ich, ich kenne meine Mutter gut. Aber das war natürlich ein Trugschluss.

Das heutige Australien unterscheidet sich dramatisch von der Welt, in der meine Urgroßeltern Josef und Johanna – die ich nie kennengelernt habe und von denen ich nicht mal ein Foto besitze – lebten und starben. Zu dieser Zeit, vor

mehr als hundert Jahren, war ihre Welt die Stadt Katscher in Deutschland, das sich bald darauf in den Ersten Weltkrieg stürzen sollte. Josef und Johanna erlebten das Ende dieses Krieges, der zwar die Menschen zerstörte, aber die Städte intakt ließ. Sie konnten nicht ahnen, dass ihre Gräber in einer Stadt liegen würden, die nach dem nächsten, noch viel zerstörerischen Krieg nicht mehr existieren würde. Was von Katscher übrig blieb, nachdem die Rote Armee am Ende des Zweiten Weltkrieges hindurchgezogen war, lag in einem Gebiet, das Polen zugeschlagen wurde. Heute heißt die Stadt Kietrz. Das alles weiß ich nur von Leni. Wir zwei waren ein Fleisch und Blut, aber unsere Welten hatten nichts miteinander zu tun.

Je mehr ich über Lenis Geschichten nachdachte und mich fragte, was für ein Leben sie und meine Urgroßeltern geführt hatten, desto mehr interessierten mich die Verbindungen zu ihrer Vergangenheit, die ich als mein Erbe betrachten konnte. Ich schaute mir gern die Fotos an, die sie auf ihrem Weg von Ostdeutschland nach Passau im Westen und schließlich nach Australien gerettet hatte. Da waren Bilder von ihr zu unterschiedlichen Zeiten, darunter die frühen Jahre in Adelaide, mit Freunden, die weitergezogen waren und die ich nicht mehr kennengelernt hatte. Ich hatte ihre Geschichten von den Schwierigkeiten des Lebens als Einwanderer im Australien der Fünfzigerjahre gehört, ein Aspekt der australischen Geschichte, der nicht besonders gut dokumentiert ist. Und so hatte ich einigermaßen verstanden, wie sie sich an ein Land angepasst hatte, das ihr in den ersten Jahren geradezu verhasst war, das sie aber irgendwann lieben gelernt hatte. Ich dachte wirklich, ich

hätte alle Geschichten gehört und alle Fragen gestellt, aber in den Wochen kurz vor ihrem Tod machte sie auf einmal eine Bemerkung, die mich zum zweiten Mal in meinem Leben schwer erschütterte. Sie sagte, sie hätte das Gefühl, sie würde für irgendetwas bestraft. Diese Bemerkung war genauso seltsam wie die mit dem Selbstmord, und obwohl ich sofort ahnte, was dahinter-steckte, wurde dies zu einem weiteren »eingefrorenen Moment«, den ich nicht weiterverfolgte.

Mein Bruder Bo und ich wuchsen als Kinder von Einwanderern in Australien auf und hatten keine Verwandten, die für uns irgendwie greifbar waren. Die Familien unserer Eltern waren entweder im Krieg umgekommen oder lebten auf der anderen Seite der Erde in einem Teil von Europa, der nach dem Zweiten Weltkrieg vollkommen umgestaltet worden war. So hatten wir uns angewöhnt, enge Freunde unserer Eltern als stellvertretende Tanten und Onkel zu betrachten. Und Lenis beste Freundin Marianne wurde schnell zur Lieblingstante. Sie war einundachtzig Jahre alt, als ich sie kurz vor ihrem Tod zum letzten Mal besuchte, etwa zwei Jahre, nachdem Leni von uns gegangen war. Marianne war ebenfalls Deutsche; sie kam aus dem schönen Bayern und hatte eine ganz andere Kindheit erlebt als Leni. Aber ihre europäische Lebensweise hatten sie beide in der viel gröberen australischen Umgebung bewahrt. Auf ihre ganz eigene witzige Art war Marianne genauso abergläubisch wie Leni, und das gefiel mir sehr. Im Gegensatz zu Leni träumte sie allerdings meines Wissens nicht von ihrem eigenen Tod.

Bei köstlichem selbst gebackenem deutschem Kuchen und frisch aufgebühtem Kaffee wärmten Marianne und ich alte Geschichten auf, die ich alle schon kannte, die mich aber Leni jedes Mal noch ein wenig näher brachten. Ich hätte den Rest meines Lebens damit zubringen können, solche Geschichten zu hören. Wir sprachen wieder einmal darüber, wie schwer es für Leni und meinen Vater Ratko gewesen war, die Krieg und Vertreibung überlebt und dann einige Zeit unter widerwärtigen Bedingungen im Transitlager Bagnoli zugebracht hatten. Über ihre mühsame Reise nach Australien und den noch mühsameren Start im neuen Land.

Während Marianne Lenis erste Zeit in Australien beschrieb – über die ich natürlich Bescheid wusste –, wuchs in mir das Verlangen, sie zu unterbrechen und von ihr mehr über Leni selbst zu erfahren. Wie viel wusste Marianne von Lenis üblen Erfahrungen mit ihrem ersten Arbeitgeber? Konnte sie mir sagen, warum meine Mutter, die mir erklärt hatte, sie habe ihren Glauben an Gott verloren, immer noch jeden Abend betete? Außerdem wollte ich gern wissen, ob Marianne mit sich selbst im Frieden war. Leni hatte während ihrer letzten Lebenswochen sehr mit Ängsten, Ruhelosigkeit und Schlafstörungen zu kämpfen gehabt. Selbst in guten Nächten schlief sie nur ein paar Stunden. Tagsüber war sie nachdenklich und erregt zugleich. Offenbar durchsuchte sie ihre eigene Seele und kämpfte heftig mit den Dämonen ihrer Vergangenheit. Sie hatte keinen Frieden gefunden und das auch mir gegenüber zugegeben. Ich erzählte Marianne, dass Leni glaubte, sie würde für irgendetwas bestraft. Marianne hörte nur zu.

Erst dreißig Jahre nach ihrer Ankunft in Australien kam Leni zum ersten Mal nach Deutschland zurück, um dort Ferien zu machen. Da war Auguste schon tot. Leni war sehr unglücklich darüber, dass sie ihr Versprechen nicht hatte wahr machen können, ihre Mutter noch einmal zu besuchen, aber sie hatte nur wenig Geld, musste das Haus abbezahlen und sich um ihre Kinder kümmern – dies vor allem. Sie hatte Bo und mich immer an erste Stelle gesetzt. Als sie von ihrer einzigen Europareise zurückkam, berichtete sie, dass sie in Passau wieder einen Traum gehabt hatte. Ein kleiner Junge war ihr im Traum erschienen, mit Sicherheit das Symptom einer Trauer, die all die Jahre auf ihrer Seele gelastet hatte. Sie hatte in der unmittelbaren Nachkriegszeit zwei Kinder verloren und muss viele, viele Stunden damit zugebracht haben, irgendwie mit ihrem Gefühl der Trauer um diese beiden Kleinen und ihre Todesumstände zurechtzukommen. Tatsächlich waren ihre Trauer und das Gefühl eines großen Verlusts immer noch sehr präsent. Ihr Kummer war mit der Zeit sogar eher noch größer geworden. Auf die eine oder andere Weise hatte er sie ein Leben lang verfolgt.

Aber das war noch nicht alles. In den letzten Jahren ihres Lebens erfuhr ich, was Leni durchgemacht und immer nur angedeutet hatte. Sie hatte mit geheimen Dämonen gelebt, die sie nicht in Ruhe ließen, und es dauerte siebenundsechzig Jahre, bis sie den Mut aufbrachte, über ihre geheimen Schrecken zu sprechen. Über ihre Verzweiflung, die Angst, Hilflosigkeit und den Hass auf ihren ersten Arbeitgeber, der ihr die Kindheit und die Unschuld geraubt und ihr Leben vergiftet hatte. Schuld- und Schamgefühle quälten sie.

Sie waren der Grund für ihren geheimen Wunsch, sich umzubringen. Immer wieder fragte sie sich, ob sie schuld war. Sie war sicher, hätte sie einen Vater gehabt, der sie beschützte, dann hätte ihr Peiniger sie in Ruhe gelassen.

Sie war ein Missbrauchsopfer, und ich hatte irgendwo gelesen, dass solche Opfer sich oft schuldig fühlen und sich Vorwürfe machen. Ich versicherte ihr, dass sie nichts Falsches getan hatte, dass sie keine Schuld an dem trug, was ihr widerfahren war. Aber meine Worte klangen hohl und leer angesichts von so viel Leid, und ich konnte ihren Schmerz nicht lindern. Es war, als würde ich in ihrem Kummer ertrinken, weil ich nicht in der Lage war, ihr zu helfen. Jetzt verstand ich, warum sie damals auf meine Kinderfrage nach einem neuen Krieg so reagiert hatte. Und ich begann zu begreifen, dass sie wirklich sehr oft über Selbstmord nachgedacht hatte. Es war nicht so sehr der Krieg, den sie nicht noch einmal ertragen konnte, es ging um das, was ihr Arbeitgeber ihr während dieser Zeit angetan hatte. Das wollte und konnte sie nicht noch einmal erleben.

War das der Grund, weshalb sie glaubte, mit schlaflosen Nächten und ruhelosen Tagen bestraft zu werden?

Marianne schien ganz im Frieden mit sich. Sie schaute mir lange und tief in die Augen, als hätte sie nur auf den Tag gewartet, an dem ich ihr endlich diese Frage stellte. Wir schauten uns eine gute Minute lang an, dann sagte sie: »Ja, ich habe Frieden gefunden.« Aber irgendetwas stimmte nicht, irgendetwas Undefinierbares, und es hörte nicht auf, mich zu quälen. Es war wieder so ein »eingefrorener Moment«. Heute weiß ich, dass sie sich an diesem Tag die Erlaubnis gab zu sterben. Eine Woche später war es so weit.

Ich habe Jahre sorgfältiger Nachforschungen und hartnäckiger Fragen gebraucht, um dieses Buch zu schreiben. Je mehr ich in die Geschichte eintauchte, desto komplexer wurde sie und desto mehr zwang sie mich, mich mit schwierigen Themen zu beschäftigen: Armut, Missbrauch, Religion, Migration, Überleben und die Nachwirkungen von Kriegen. All dies sind Themen, die heute so wichtig sind wie vor hundert Jahren, zu dem Zeitpunkt also, als diese Geschichte beginnt. Und auf einer eher spirituellen Ebene kamen andere Elemente zum Vorschein: Träume, zufällige Zusammentreffen, Intuition, Geheimnisse, Suchbewegungen aller Art.

Meine Suche führte mich nach Europa, um das Land kennenzulernen, in dem Leni geboren wurde. Ich erfuhr aber auch viel mehr über ihre Familie und das Grauen des Nationalsozialismus. Ich traf ihren – und meinen – letzten noch lebenden Blutsverwandten. Mein Onkel und seine Frau betrachteten mich mit freundlicher Neugier und gaben mir geflüsterte Antworten auf meine Fragen, in einer Sprache, die zu ihnen gehörte und nicht zu mir. Sie verstanden nicht so recht, warum ich nach all den Jahren sorgfältig vergrabene Geheimnisse wieder ans Tageslicht holen wollte. Sanft erinnerten sie mich daran, dass im Zweiten Weltkrieg so viel passiert war, so viel mehr, als ich überhaupt verstehen konnte. Sie hatten eine Art Waffenstillstand mit der Vergangenheit geschlossen, während ich am anderen Ende der Welt in Australien immer noch darum kämpfte, das alles zu verstehen. Meine Friedensverhandlungen hatten gerade erst begonnen. Für sie gehörte ich zu einer fremden Spezies. Ich war eine, die Geheimnisse raubt und verrät.

Ich stellte ständig die falschen Fragen und spionierte in vergangenen Leben herum, die man begraben, eingeebnet und mit Salz bestreut hatte, damit an dieser Stelle nie wieder etwas wuchs. Doch so sehr ich womöglich dafür sorgte, ein tief sitzendes Trauma wiederzubeleben, waren die beiden unglaublich großzügig mit ihren kostbaren Erinnerungen. Sie verstanden, dass ich es wissen musste und halfen mir, wo sie nur konnten.

Ich schrieb Briefe und Mails an Menschen in Australien, Deutschland und Amerika. Die meisten hörten durch meine bittende Botschaft zum ersten Mal von mir. Und die meisten waren freundlich und höflich und reichten mir eine hilfreiche Hand, damit ich die Vergangenheit meiner Mutter weiter aufdecken konnte. Damit ich verstehen konnte, wer sie gewesen war und warum sie ihre Geheimnisse bewahrt hatte.

Es dauerte nicht lange, dann begriff ich, dass Leni es wirklich sehr geschickt verstanden hatte, diese Geheimnisse zu bewahren. Sie war unter der Herrschaft einer der übelsten Diktaturen unserer Welt aufgewachsen – das geschickte Bewahren von Geheimnissen konnte über Leben und Tod entscheiden. Und das prägte Leni und alle Menschen in ihrer Umgebung. Sie war zum Opfer eines grausamen, manipulativen Raubtiers geworden, das den ärmsten und schwächsten Mitgliedern der Gesellschaft auflauerte. Es heißt oft, wir würden von unseren eigenen Entscheidungen geprägt, aber meine Mutter wurde mindestens genauso sehr von den Entscheidungen anderer Menschen geprägt. Und ihr Leben wurde von den Geheimnissen verfolgt und gejagt, die sie bewahrte.

Ihr größtes Geheimnis kam erst nach ihrem Tod ans Tageslicht.

Leni war eine von vielen europäischen Flüchtlingen, die unter der Aufsicht der *International Refugee Organization* nach Australien kamen und in hohem Maße zur Entwicklung dieses Landes nach dem Zweiten Weltkrieg beigetragen haben. Sie war nichts »Besonderes«, kein Filmstar, keine berühmte Sportlerin oder Politikerin oder sonst irgendeine Berühmtheit. Sie war einfach nur eine ganz gewöhnliche Frau. Aber eben eine Frau mit einer ungewöhnlichen Geschichte.

Inzwischen gibt es nur noch wenige, die ihre Erfahrungen kennen und teilen. Und je weniger Nachkriegseinwanderer in unserem Land da sind, die ihre Geschichte erzählen können, desto größer wird die Gefahr, dass ihr Opfer in Vergessenheit gerät und nur noch auf den Seiten verstaubter Geschichtsbücher bewahrt wird – oder nicht einmal dort. Aber unsere Geschichte ist wichtig. Sie prägt unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und wenn wir diese Geschichte verlieren, dann geht uns etwas ganz Kostbares verloren.

In meinem Buch erzähle ich von dem Anteil, den Leni an dieser Geschichte hat.

TEIL 1

Es war Hochsommer, und die Hitze lag schwer über den Schornsteinen und Fabrikdächern von Katscher in Oberschlesien, dieser Industriestadt zwischen sanften Hügeln und malerischen grünen Wiesen mit kleinen Bauerndörfern weit im Osten Deutschlands, unweit der Grenzen zu Polen und der Tschechoslowakei. An diesem Tag brachte Auguste Quaschigroch ein kleines rosiges Mädchen zur Welt, das sie Magdalena nannte, nach ihrer Lieblingsheiligen Maria Magdalena. Es war der erste Tag im Juli 1925, und Auguste war neunundzwanzig Jahre alt. Die Hebamme, eine untersetzte, lebhafte Frau, die missbilligend die Lippen zusammenkniff, verschwand so schnell, wie es der Anstand erlaubte. Sie ließ die Tür lautstark ins Schloss fallen, als sie das Zimmer verließ, und signalisierte so ihre Verachtung für die junge Mutter, die ihr Kind im Arm hielt und entzückte Laute von sich gab, während sie das winzige, zerknitterte Gesicht betrachtete. Auguste war außer sich vor Liebe zu ihrer kleinen Gefährtin. Sie berührte die zarten Händchen, fuhr den Schwung der Knopfnase nach und streichelte die seidige Haut. Sie strahlte vor Freude, als sie in dem kleinen Gesicht nach Ähnlichkeit mit dem Vater des Kindes suchte. Und als die Kleine ihre blassblauen Augen aufschlug, wusste Auguste sofort, dass sie die Augen ihrer einzigen großen Liebe hatte.

Die kleine Magdalena, die bald von allen Leni genannt wurde, war in eine schwierige Welt hineingeboren worden.

Das Deutschland der Zwanzigerjahre war auf dem Weg ins absolute Chaos. Die Inflation und die Arbeitslosigkeit in den Städten waren hoch, politische Instabilität drohte überall, und die Anhänger von ultrarechten Parteien, vor allem der NSDAP, untergruben alle Versuche, eine stabile Regierung zu bilden. Ihr manischer Anführer, ein Kriegsveteran und gescheiterter Möchte-gern-Künstler namens Adolf Hitler, saß im Gefängnis, weil er zum wiederholten Male einen Staatsstreich versucht hatte.

Fünf Jahre vor Lenis Geburt, im Jahr 1920, wahrscheinlich in der Zeit, als das Dunkelgrün der Sommerbäume langsam die herbstliche Bronzefärbung annahm, um dann in ein feuriges Rot und strahlendes Orange überzugehen, hatte Augustes Mutter Johanna Quaschigroch, ihren letzten müden Atemzug getan. Sie war an der spanischen Grippe gestorben. Ihr Mann Josef stand mit unbewegtem Gesicht dabei, als man das Laken über das eingesunkene Gesicht seiner Frau zog. Er hatte Johanna schon während all der Wochen ihrer Krankheit betrauert, weil er sicher war, sie würde nicht überleben. Jetzt hatte er kaum noch Tränen übrig. Ihr Tod hatte sein eigenes angenehmes Leben verdorben, zu dem er sich berechtigt fühlte, und er war unwillkürlich wütend über die Veränderungen, die ihr Tod mit sich bringen würde. Jetzt beobachtete er nur, wie seine beiden jüngsten Töchter, Martha und Auguste, am Totenbett der Mutter weinten.

Martha, ein rundliches dunkelhaariges Mädchen mit einem hübschen, sommersprossigen Gesicht, war das Sorgenkind ihrer Mutter gewesen. Johanna pflegte zu sagen, dass Martha an einer Geisteskrankheit litt. Die Tochter

neigte zu heftigen Stimmungsschwankungen, die sie binnen kürzester Zeit von sonnigstem Gemüt zu schwärzester Wut katapultierten. Irgendwann hatte Johanna den Versuch aufgegeben, einen Mann für Martha zu finden, und sich damit abgefunden, dass sie für die Tochter sorgen müsste, solange diese lebte. Jetzt war es Josef, der sich mit den Launen – wie er es nannte – von Martha herumschlagen musste.

Auguste war das genaue Gegenteil. Sie war so still und passiv, wie Martha leidenschaftlich und eigenwillig war. Auguste war sensibel und fürsorglich, aber auch weich und leicht zu beeindrucken. Sie suchte Stärke bei anderen. Sie war untersetzt, hatte ein rundes Gesicht und braune Haare, und ihre Züge wurden von seelenvollen braunen Augen belebt, die im goldenen Licht von Sommernachmittagen einen grünlichen Schimmer annahmen. Auguste war eine fromme Katholikin wie ihre Eltern und ging jeden Sonntag zur Messe, wenn ihre Gesundheit es erlaubte. Wenn Johanna ihre jüngste Tochter ansah, fragte sie sich, woher dieses Kind die Kraft nehmen sollte, einen eigenen Weg im Leben zu gehen. Auguste hatte noch eine Zwillingsschwester gehabt, die sich jedoch im Mutterleib nicht richtig entwickelt hatte. Oft dachte ihre Mutter, dass Auguste in diesem Zwilling wohl die Kraft gefunden hätte, die sie so verzweifelt suchte.

Josef drehte sich nachdenklich um und nickte leicht als Antwort auf die mitfühlende Berührung des Arztes, der sich verabschiedete und die beiden verstörten jungen Frauen kaum beachtete. Da auch Josef nicht wusste, wie er seine Töchter trösten konnte, beschloss er, diesen Ort des

Todes ebenfalls zu verlassen und sich ins Gasthaus zu begeben, wo seine Freunde und Nachbarn saßen. Sie würden seinen Verlust verstehen und ihn bei ein paar Gläsern kräftig bedauern. So drückten Männer ihre Trauer aus.

Josef Quaschigroch vertrat sehr traditionelle Werte. Er war von Beruf Teppichweber, und seine Vorstellungen von Familie unterschieden sich kaum von denen seiner Vorfahren. Er war ein braver Bürger, den man überall in der Stadt kannte, über eins achtzig groß, ein kräftig gebauter Mann. Buschige Augenbrauen und sein Markenzeichen, ein grauer Schnurrbart, gaben seinem Gesicht Charakter, ebenso wie die grauen Haare. Josef war sehr stolz auf seinen Schnurrbart und ständig damit beschäftigt, ihn zu pflegen und zu trimmen. Bei besonderen Gelegenheiten trug er nachts eine Bartbinde, damit der Bart am nächsten Tag schön stand. Wenn er wütend war, senkte sich der Bart, sodass die sorgfältig getrimmten Spitzen seiner Kinnlinie folgten und sein Missfallen zusätzlich betonten. Josefs zweites besonderes Merkmal waren seine riesigen Füße, für die er von seinen Freunden ständig geneckt wurde. Sie waren so groß, dass er kaum passende Schuhe fand und sie sich beim Schuhmacher auf Maß anfertigen lassen musste. Der Schuhmacher hatte sich dafür sogar einen speziellen Leisten machen lassen. Er war ein freundlicher jüdischer Mann, der eine Hornbrille trug und mit Josef immer wieder darüber scherzte, dass er und seine große Familie besonders gut für das Schuhmacherhandwerk geeignet waren – sie alle hatten ebenfalls sehr große Füße.

Familie Quaschigroch lebte seit jeher in Katscher. Seit mehr als hundert Jahren war die Stadt das Zentrum einer

geschäftigen Weberei- und Textilindustrie, für die dieser Teil Oberschlesiens allgemein bekannt war. Josef stellte in seiner kleinen Weberei am Fluss Troja Teppiche und Matten her. Der Fluss wechselte fast jeden Tag die Farbe, weil aus den Abwasserleitungen überschüssige Farbe ins Wasser floss. Josef galt mit Recht als wichtiges Mitglied der Handwerkerschaft. Katscher konnte sich Hunderter kleiner Webereien rühmen, in denen Stoffe von hoher Qualität hergestellt wurden und die den etwa neuntausend Einwohnern reichlich Arbeit gaben. Die Lebensmittel für die Stadtbewohner kamen von den ausgedehnten kleinen Feldern und Gärten außerhalb der halb verfallenen Stadtmauern, die von irgendeinem längst vergangenen Königreich zeugten.

In den breiten Kopfsteinpflasterstraßen der älteren Stadtviertel verbargen sich winzige Kirchen, eine Synagoge und kleine weiß gestrichene Häuser mit steilen roten Dächern. Die neueren Stadtteile waren weniger streng aufgeteilt, die Häuser standen einzeln da und legten mit ihren breiten Fassaden stolzes Zeugnis vom Wohlstand ihrer Bewohner ab. Hier waren auch die Kirchen elegant und geräumig, als wollten die Gemeinden mit ihnen dem Gott der Katholiken ihre Dankbarkeit für ihren Wohlstand zeigen. Es gab mehrere dieser schönen Bauwerke, denn wie der größte Teil Oberschlesiens war auch Katscher im Wesentlichen katholisch geprägt. Der jüdische Bevölkerungsanteil war klein, aber im Geschäftsviertel in der Stadtmitte gut vertreten. Dort ging es den jüdischen Stadtbewohnern seit Jahrhunderten gut.

Wie so viele der Städte, die die flache grüne Landschaft bevölkerten, hatte Katscher eine bewegte Geschichte hinter sich.

Rivalisierende Könige hatten die Stadt als ihr Eigentum beansprucht; sie hatte den verschiedensten Regenten und Fürsten gehört, bis sie endlich dem Königreich Preußen einverleibt worden war. Nach der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg war Preußen zu einem Freistaat innerhalb der neu gegründeten Weimarer Republik geworden und besaß eine demokratische Verfassung. Josef, der ein Veteran des schrecklichen Krieges war und die demütigende Niederlage sehr persönlich nahm, betrachtete die Regierung der neuen Republik als ein hastig zusammengewürfeltes Mischmasch egoistischer Interessengruppen. Für ihn hatte keiner der Männer, die im Reichstag ihre Meinungen verkündeten und sich stritten wie kleine Kinder, seine Loyalität verdient. Mit einer Gänsehaut vor lauter Sehnsucht erinnerte er sich der Tage des Kaisers Wilhelm. Das war noch ein echter Preuße gewesen, ein inspirierter Anführer, der mit jenem Edelmut regierte, der in den Nichtigkeiten der modernen Politik abhandengekommen war.

Aber so sehr Josef die Regierung der Weimarer Republik auch verachtete und so sehr diese Regierung auch von bitteren Kämpfen und Trennungen geprägt war – diese Regierung war rechtmäßig gewählt, und ihre Gesetze und Anordnungen verhinderten, dass das Land in die Anarchie abrutschte. Das Deutschland der Weimarer Republik war ein gespaltenes Land. Weit verbreitete Bitterkeit über die angeblichen Ungerechtigkeiten des Versailler Friedensvertrages und die schwere Last der Reparationszahlungen vergifteten die Haltung vieler Deutscher gegenüber der neuen Regierung. Steigende Lebensmittelpreise führten zu Aufständen und Unruhen – Massen von Arbeitslosen gingen

auf die Straßen der Hauptstadt und anderer großer Städte, während die Polizei verzweifelt versuchte, Recht und Ordnung aufrechtzuerhalten. Als Johanna Quaschigroch 1920 starb, fanden viele Unzufriedene eine Stimme in Hitler und seiner noch recht wenig bekannten Nazi-Partei, die versprach, Deutschland seinen Wohlstand und seinen Stolz wiederzugeben.

In dem gut besuchten Gasthaus zwei Straßen weiter dachte Josef an diesem Tag kaum an die verachtete Regierung oder die schrillen rechten Demagogen, die so große Versprechungen im Munde führten. Er ließ sich von seinen mitfühlenden Freunden und Nachbarn trösten, die ihm helfen wollten, mit seinem neuen Stand als Witwer zurechtzukommen.

Sie erinnerten ihn daran, dass Johanna eine gute Ehefrau gewesen war – dem stimmte er bereitwillig zu – und dass sie ihm acht Kinder geboren hatte, darunter drei Söhne. Sein ältester Sohn Edward war wie so viele junge Männer zum Militär eingezogen worden, als der Weltkrieg begann. Das waren Zeiten gewesen!, dachte Josef. Da war Deutschland noch ein Land gewesen, für das es sich zu kämpfen lohnte. Edward hatte den Preis für die kriegerischen Ambitionen dieses Landes gezahlt. Er war irgendwo in Frankreich gefallen, seine Leiche war nie gefunden worden. Josef war stolz, dass sein Sohn für Kaiser und Vaterland gefallen war, so sehr Johanna auch daran verzweifelt war, dass ihr Sohn in fremder Erde ruhte und ohne die Sterbesakramente seiner Kirche hatte sterben müssen. Jedes Jahr am Geburtstag des Jungen war sie ganz still geworden und hatte sich in die

Kirche geschlichen, wo sie Kerzen für ihn anzündete und dem Priester Geld gab, damit er eine Messe für Edward las. Und sie war mit ihrer Trauer nicht allein. Eine ganze kleine Armee schwarz gekleideter Frauen, die ihre Söhne in diesem zum Scheitern verurteilten Unterfangen verloren hatten, füllten an Sonn- und Feiertagen die Kirchenbänke wie eine Schar von Raben.

Josefs andere beide Söhne, Josef jr. und Reinhard, waren ebenfalls eingezogen worden, hatten aber mehr Glück gehabt als ihr Bruder und waren nach Hause zurückgekehrt, was ihre Mutter ein wenig tröstete. Sie blieben körperlich und seelisch gezeichnet von ihren grauenhaften Erlebnissen in den Schützengräben, aber irgendwie hatten sie doch die Kraft gefunden, sich trotz der schwierigen Bedingungen der Nachkriegszeit so etwas wie ein gutes Leben aufzubauen. Josef jr. hatte sich schnell erholt und war inzwischen wieder ein beherzter Mann, der gern scherzte und sowohl bei den Freunden seines Vaters als auch bei den anderen jungen Männern der Stadt recht beliebt war. Reinhard war weicher in seiner Art. Er war früh ergraut und sah mit seiner kleinen goldgeränderten Brille aus wie ein freundlicher Professor. Er war auch der ernstere der beiden Brüder und hatte seine Kriegserlebnisse tief in sich vergraben. Er war Familienvater, hatte ein schlichtes, willensstarkes Bauernmädchen geheiratet, das ihm drei gesunde Kinder geboren hatte und den Haushalt mit eiserner Faust regierte. Sie war so bestimmend, dass sie ihn zu entschiedenem und sogar gewalttätigem Handeln anstacheln konnte.

Abgesehen von Martha und Auguste, hatte Josef noch drei Töchter. Anna, die älteste, litt ebenfalls unter der Grippe, die

ihre Mutter dahingerafft hatte. Der Arzt war in großer Sorge um sie, da sie jeden Tag schwächer wurde. Josef fürchtete sehr, dass er noch ein zweites Familienmitglied an diese bösartige Krankheit verlieren würde, gegen die es offenbar kein Mittel gab.

Emma war ein kränkliches Kind gewesen und zu einer schüchternen jungen Frau herangewachsen. Sie hatte einen Mann aus der Stadt geheiratet, Paul Woitschulla, der seit seiner Geburt einen kleinen Buckel hatte. Paul arbeitete als Koch in einem Internat und war außerdem ein hervorragender Mechaniker mit einer ruhigen Hand und einem guten Gespür für komplizierte Maschinen. In seiner Freizeit reparierte er Uhren und Schreibmaschinen. Sie hatten einen Sohn, der nach seinem Großvater und Onkel auf den Namen Josef getauft worden war.

Bertha war ebenfalls verheiratet. Sie und ihr Ehemann Karl hatten vier Kinder: Ernst, Karl jr., Robert und Magda. So blieben noch Martha und Auguste, die beiden unverheirateten jüngsten Töchter, die zusammen mit dem eingefleischten Junggesellen Josef jr., ihrem Bruder, in dem grauen, zweistöckigen Haus der Familie lebten. Das Haus in der Krotfelder Straße 54 befand sich genau zwischen Gasthaus und katholischer Kirche.

Als die Schatten an diesem Tag länger wurden und die letzten Strahlen der Herbstsonne verschwanden, verließ Josef das warme Gasthaus und taumelte nach Hause. Er wunderte sich ein wenig über seinen unsicheren Schritt, den er weniger dem Alkohol als den ungleichmäßigen Pflastersteinen zuschrieb. Morgen würde er das Thema im Stadtrat ansprechen; man

würde ihm zuhören, schließlich war er ein wichtiger Mann in dieser Stadt. Tatsächlich brachte man ihm einigen Respekt entgegen, schließlich hatte er nicht nur tapfer für Kaiser und Vaterland gekämpft, sondern gehörte auch seit Langem der Freiwilligen Feuerwehr an. In einer Stadt, die in den letzten drei Jahrhunderten drei Mal durch Brände zerstört worden war, spielte die Feuerwehr eine bedeutende Rolle. Josef war seit seiner Jugend Mitglied und hatte viele Brände gelöscht, eine ganze Reihe von Häusern gerettet und sechs Tapferkeitsmedaillen verliehen bekommen, auf die er ungeheuer stolz war.

Aber bei all seinem Mut und seiner Liebe zu seiner Familie hatte Josef doch eine große Schwäche: den Alkohol. Als Johanna starb, war er auf dem besten Wege, sich durch das Trinken finanziell zu ruinieren. Schlimmer noch: Kurz nach Johannas Tod bewahrheiteten sich die Ängste um seine älteste Tochter Anna. Ihre Mutter war kaum unter der Erde, da starb auch Anna an der Grippe, und Josefs Ausflüge ins Gasthaus wurden noch häufiger. Selbst an den Sonntagen nach der Messe verschwand er für mehrere Stunden und kam betrunken nach Hause, wo Auguste mit dem Essen wartete. Ihre Geschwister waren inzwischen so angewidert, dass sie sich weigerten, ihm zu Diensten zu sein. Die Nachmittage verbrachte er schnarchend auf dem Sofa, während Auguste auf Zehenspitzen durchs Haus schlich, um ihn nur ja nicht zu wecken und seinen Zorn herauszufordern.

Mit Johannas Tod musste Auguste die Versorgung des Vaters auf sich nehmen. Das war nicht ungewöhnlich zu einer Zeit, als jüngere Töchter oft dazu verurteilt waren,

unverheiratet zu bleiben und sich um die alternden Eltern zu kümmern. Im Übrigen waren die Chancen für Auguste, einen Mann zu finden, ohnehin gering. Eine ganze Generation von Männern war vom Krieg ausgelöscht worden. Jetzt jedenfalls hatte sie im Grunde genommen nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: Entweder zu heiraten und in der Nähe zu bleiben, sodass sie sich weiterhin um Josef kümmern konnte. Oder als unbezahlte Haushälterin im Elternhaus wohnen zu bleiben. Und wie sollte ein reizloses, ruhiges Mädchen wie Auguste einen Mann finden? Sie blieb also zu Hause, kümmerte sich um ihren Vater und löste damit das Versprechen ein, das sie ihrer Mutter auf dem Sterbebett gegeben hatte. Gemeinsam mit Vater und Geschwistern arbeitete sie in der Weberei und versuchte, das Beste aus ihrem Schicksal zu machen.